

# DER GLAUBE GEHÖRT MIR WIE DIE LIEBE EIN REQUIEM FÜR HARTMUT SIERIG

Von Hans-Volker Hertrich

*Sorgt doch, daß ihr, die Welt verlassend,  
nicht nur gut wart, sondern verlaßt eine  
gute Welt.*  
Bert Brecht

Am 21. November 1968 starb Hartmut Sierig, seit 1960 Hauptpastor an St. Katharinen in Hamburg, seit 1967 als amtsältester Hauptpastor Senior und damit Stellvertreter des Bischofs. Als Mitglied der Generalsynode der Vereinigten Evangelisch-lutherischen Kirche war er ein profiliertes Sprecher des Luthertums, dessen Grundsatzbeitrag auf der Bückeburger Synode 1968 vielen unvergeßlich ist. Sein theologisches Anliegen, der Brückenschlag zwischen Kirche und Welt, Glaube und Denken, speziell zwischen der christlichen Verkündigung und der Aussage des Theaters, ist von grundsätzlicher Bedeutung und beansprucht im Gesamtprotestantismus Interesse.

Seit Sierigs Tod sind zwei Jahre vergangen. Noch immer bewegt sein jähes, frühes Ende - er starb 43jährig - viele Menschen. Es sind vor allem Studenten und akademische Berufsgruppen mit lockerer Bindung zur Kirche, die ihn nicht vergessen. Wie sehr ihn die Fragen der jungen Generation beschäftigten, zeigen seine Fernsehfilme »Traktat über die Liebe« sowie »Jugend ohne Gott«. Er war gewiß nicht im Sinne von Billy Graham oder Pater Leppich ein volkstümlicher Prediger mit evangelistischen Tendenzen. Was Sierig von ihnen unterschied, war sein untrüglicher Sinn für die Gefahren der Massensuggestion, die er dort zu spüren glaubte. Aber auch abgesehen davon mußte sein ausgeprägter Intellektualismus seiner Popularität Grenzen setzen. Dagegen hatte er den Konflikt der jungen Akademiker genau begriffen, erkannte die Tiefe des Generationenproblems und wußte hier sehr wohl zwischen Fragen erster und zweiter Ordnung zu unterscheiden, weshalb er nicht umsonst zum Verbindungsmann zwischen jungen Theologen und kirchenleitenden Instanzen wurde.

Zwei Jahre sind eine kurze Zeit für alle, die Hartmut Sierig liebten und ihre Erwartungen an eine bessere Kirche in den prophetischen Visionen des jungen Hauptpastors erfüllt sahen. Sie sind durch seinen Tod eines Teils ihrer Hoffnungen beraubt worden. Zwei Jahre sind aber auch eine lange

Spanne für eine schnellebige Zeit. Deshalb ist es nicht verwunderlich, zu beobachten, wie rasch die Person Sierigs uns fernrückt und wie schnell die Dinge eine andere Richtung nehmen oder auf ihre natürliche Schwerkraft zurückfallen. Es zeigt sich längst, daß der Hamburger Hauptpastor auf dem Zenit seines Einflusses und seiner Ausstrahlung stand, als ihn der tödliche Schlaganfall traf. Vor ihm lag bereits das weite Tal der inneren und äußeren Schwierigkeiten und Wirklichkeiten, die durch beißende Kritik, bohrende Angriffe und prinzipielle Infragestellung herkömmlicher Autorität und traditioneller Instanzen durch einen Teil der aufsässigen akademischen Jugend charakterisiert sind. Als ihr Vertrauensmann hätte Sierig das Tal durchschreiten müssen, wenn er am Leben geblieben wäre.

Die Christenheit hält zwar insgeheim Ausschau nach einem Vermittler, der zwischen den widerstreitenden religiösen Anschauungen, theologischen Richtungen und geistigen Strömungen ausgleicht und die Kämpfe in geordnete Bahnen lenkt. Aber vielleicht ist die Krise trotz allem noch nicht deutlich genug, um ihm die Wege zu ebnen. Sierig hat versucht, an diese geheimen Hoffnungen und Erwartungen, auch an die Ängste und Befürchtungen der Christenheit einer großen Stadt zu appellieren und sich ihrer zu versichern. Er war einer der wenigen Theologen und Prediger, die es wagten, sich mit ihrer Person vor den Hintergrund globaler Probleme und Fragen zu stellen und die sich bis zu ihrem Tode vor diesem Hintergrund behaupten konnten.

So war Sierig gezwungen, dieser Krise mit den Mitteln intellektueller Aufklärung und glänzender Vorträge und Predigten vorzugreifen. Aber der Appell an Vernunft, Gewissen und Einsicht der Menschen hat selten jene Kräfte freigesetzt, die der Prediger braucht, um die Kirche und Gesellschaft zu verändern. Auch Sierig ist es nicht gelungen, die Schwerkraft der christlichen Gemeinde in Bewegung zu bringen, weder in seiner Hamburgischen Landeskirche noch im übrigen Luthertum. Es bedarf des Kairos, des geeigneten Augenblicks, um sie mitzureißen, selbst wenn man ihnen Enttäuschungen und Rückschläge nicht ersparen kann. Aber dieser Kairos war nicht da, weder im Guten noch im Bösen. Er läßt sich auch nicht künstlich schaffen.

Ich zeichne zunächst kurz das Leben dieses Mannes, um mich dann dem theologischen Charakterbild zuzuwenden, insbesondere dem Problem, das durch ihn erstmals in grundsätzlicher Schärfe artikuliert wurde, dem Problem der Verkündigung zentraler Glaubensinhalte durch das Medium des Theaters.

Hartmut Sierig wurde am 27. Juli 1925 in Kassel als Sohn eines Studienrates geboren. Er verlebte seine Kindheit und Jugend in Lübeck, wo er am Katharineum die Reifeprüfung ablegte. Nach Kriegseinsatz in Rußland und Griechenland, wo er mehrfach verwundet wurde, kehrte er zunächst in seine

Wahlheimat Lübeck zurück und erlebte noch in den letzten Kriegstagen den Soldatentod seines Vaters. 1945 bis 1946 war er Regieassistent in Lübeck, 1947 Dramaturg in Hannover. Hier vollzog sich über der Auseinandersetzung mit dem modernen Drama sowie dem Studium der Theaterwissenschaft immer deutlicher seine Annäherung an die Theologie. So bezog er 1949 die Kirchliche Hochschule in Hamburg, die der spätere Bischof Volkmar Hertrich ins Leben gerufen hatte, der selbst dem Dozentenkollegium angehörte und dem Sierig seine Hinwendung und intensive Beschäftigung mit dem Alten Testament verdankte. Theologen wie Kurt-Dietrich Schmidt, Leonhard Goppelt, Hans Engelland, Simon Schöffel, Paul Schütz und Theodor Knolle gehörten damals dem Lehrkörper der jungen Hochschule an, die 1954 in die Universität integriert wurde. Während des Vikariats absolvierte Sierig ein Volontariat unter Heinz Zahrnt am »Sonntagsblatt«. Hier durchlief er eine harte Schule auf dem Weg zum befähigten Journalisten und Publizisten. 1956 ordiniert, arbeitete er im Studentenfarramt und übernahm gleichzeitig die Schriftleitung des Wochenblattes »Die Kirche in Hamburg«. 1960, nach seiner Promotion bei Hans Engelland über »Tod und Liebe. Theologische Probleme im Drama der Gegenwart« (die Formulierung nimmt den Titel eines Schauspiels von Romain Rolland auf), erreichte ihn der Ruf als Hauptpastor an St. Katharinen in Hamburg. Als Studienleiter des Kandidatenkollegs, einer Art theologischen Seminars, verantwortete er seit 1963 die Ausbildung des theologischen Nachwuchses der Hamburgischen Landeskirche.

Hartmut Sierig war schon darin ein genuin lutherischer Theologe, daß er vor allem Prediger war und sein wollte. Die Amtsbezeichnung »Prediger« spielt im evangelischen Raum nur noch eine geringe Rolle; häufiger kommt sie bei Sekten und Gemeinschaften vor. Das ist nicht bedauerlich, sofern nicht grundsätzlich unterschlagen wird, daß reformatorische Theologie sich vornehmlich im Predigtauftrag niederschlägt. Das Hauptpastorenamt herkömmlicher Prägung war in erster Linie Predigtamt; Sakramentsverwaltung und Amtshandlungen standen dem Inhaber in der Regel nicht zu. Heute ist hier eine Liberalisierung eingetreten; Sierig selbst hat darauf bestanden, beispielsweise seine Tochter zu konfirmieren. Mit seiner Personalgemeinde - in St. Katharinen fanden sich Christen aus der ganzen Stadt ein - entfaltete er ein reiches gottesdienstliches Leben. Aber nicht nur eine Predigthöregemeinde, für einfache Leute ebenso wie für denkerisch Anspruchsvolle hat er aufgebaut. Auch die seelsorgerliche Tätigkeit hat ihn stark, bisweilen über seine Kräfte hinaus, beansprucht. Aus ihr ergaben sich viele Amtshandlungen.

Wer ihn hörte, war beeindruckt von der Brillanz seiner Rede. Allein deswegen besuchte gewiß mancher seine Predigt. Aber es sammelte sich auch

eine ständige große Predigtgemeinde um ihn. Dies hätte rednerische Potenz allein nicht erreicht. Gewiß, Hartmut Sierig hat viel Zeit und Kraft darauf verwendet, seine Predigtbegabung zu vervollkommen. Auch hier drang das künstlerische Element durch, das Bemühen, nicht stehenzubleiben, das Erreichte ständig zu verbessern. Seine Stimme hatte er fest im Griff. Mit ihrer Modulationsfähigkeit war sie für die große Halle von St. Katharinen wie geschaffen. Trieb ihn Begeisterung, dann vermochte die Stimme hallend die Resonanz der Gewölbe zu wecken. Ging sie indessen bis zum Flüsterton zurück, wollte er etwas mit Nachdruck einprägen. Aber Sierig verschmähte auch die schneidende Schärfe nicht, wenn er polemisieren oder etwas abwehren zu müssen glaubte. Unvergleichlich war seine Meisterschaft in der Handhabung des Wortes. Knappe, hammerschlagartig hervorgebrachte Wendungen wechselten ab mit dramatisch gesteigerten Bildern, stets in unerschöpflicher Variation des Ausdrucks. Dies alles wirkte nicht künstlich, nicht hergesucht, sondern gehörte wie selbstverständlich zu seinem Predigtstil. Form und Inhalt fielen bei ihm nicht auseinander; Sierig wußte als Künstler, daß die Wirkung einer Sache entscheidend abhängt von der Form, in der sie vertreten wird. Wichtig waren ihm eine klare Gliederung und eine unerbittliche Konsequenz der Gedankenführung. Er schrieb seine Predigten wörtlich nieder und formulierte dabei so lange, bis er ein möglichst gültiges Konzept für Aufbau und Aussage gefunden hatte. Aber dann stand er so über dem Stoff, daß er auf der Kanzel völlig frei sprach. Manchmal noch fielen ihm morgens in der Sakristei ein anderer Einstieg, neue Formulierungen und Bilder ein, um die er vorher gerungen hatte. Wir haben die Kraft der Sammlung, der Konzentration bei ihm oft bewundert. Seine Haltung verriet etwas davon: gewöhnlich nahm er sich in Zucht und beherrschte seinen Willen, gelegentlich schlug seine Vitalität sich in schauspielerisch anmutenden Gestikulationen und Bewegungen nieder. Sierigs Predigt erwuchs aus seinem ganzen Leben und alles, was er studierte und tat, machte er seiner Predigt nutzbar. So wenig er Fakten als solche, losgelöst von ihrer konkreten Beziehung zum Bibelwort, anbot, so reich und farbig war seine Verkündigung an Illustrationen. Auch die Wissensvermittlung fehlte nicht, ohne daß er seine Kenntnisse je anderen aufgedrängt hätte. Kritiker haben ihm vorgeworfen, daß er nur »interessant« und je nachdem über alles mögliche gepredigt hätte. Gewiß, den jungen Verkündiger zeichnete ein philosophischer und ästhetischer Zug aus. Im Zentrum aber ging es ihm allein um den Aufweis des Wortes Gottes in den Lebensbezügen der Gegenwart. Dies, die Vermeidung der Themapredigt um des Themas willen, ist bei ihm auch dadurch bewiesen, daß er in der Regel vom vorgeschlagenen Predigttext nicht abwich, sowenig er sich damit einem äußeren Zwang unterwarf. »Kleben Sie nicht am Predigttext!« hat er uns

Kandidaten einmal im homiletischen Kolleg zugerufen. Auch griff er nicht willkürlich Einzelheiten aus dem Text heraus, sondern erfaßte stets das Ganze und stellte die Einheit des Abschnittes dar.

Aber Sierigs Interesse galt nicht der Predigt allein. 1961 und 1963 entwarf er eine neue Liturgie für die Osternacht. 1964 ließ er Jean Gireaudoux' Schauspiel »Sodom und Gomorrha« in der Katharinenkirche durch das Hamburger »Junge Theater« aufführen, dessen Intendant Friedrich Schütter ihm persönlich nahestand, um auch durch diesen Rahmen zum Ausdruck zu bringen, in welchen Kontext der Verkündigung er das Werk des französischen Dichters einordnete. Eigens zu diesem Zweck wurde eine Bühne in der Kirche errichtet.

Theologisch nannte Hartmut Sierig sich selbst scherzhaft einen Vertreter der »radikalen Mitte«. Er war gleich weit entfernt von übertriebener Modernität wie von ängstlichem Konservativismus. »Der Glaube gehört mir wie die Liebe« - in diesem Satz, den ich als Überschrift gewählt habe, gipfelte einer seiner letzten Beiträge vor der Hamburger Synode 1968. Das Zitat kennzeichnet seinen Standort in der gegenwärtigen theologischen Auseinandersetzung. Es ist die Umkehrung des berühmten Wortes von Johann Hinrich Wichern auf dem Wittenberger Kirchentag 1848: »Die Liebe gehört mir wie der Glaube.« Dies, so meinte Sierig, war eine für die religiöse Situation des 19. Jahrhunderts notwendige Parole; damals sei der eschatologische Charakter der neutestamentlichen Botschaft, seien Ewigkeitshoffnung und Reich-Gottes-Erwartung so stark betont worden, daß der Auftrag des Christen in der Welt, der Aufruf zu Nächstenliebe und sozialer Tat darüber zu verkümmern drohten. Die heutige theologische Generation, so diagnostizierte Sierig, müßte sich mit dem entgegengesetzten Extrem auseinandersetzen: sie unterschlage die Zukunftserwartung des christlichen Glaubens zugunsten einer Überbetonung von Aktivität, von sozialem Engagement; sie verfallende Gefahr einer rein humanitären, innerweltlichen und darum säkularisierten Mitmenschlichkeitsideologie.

Sierig hat an dieser Welt und an der Kirche gelitten. Das ging bis ins Physische. Gleichzeitig aber liebte er diese Welt und seine Kirche. Er lebte intensiv, ohne Einschränkung. Es gab keinen Leerlauf bei ihm. Jede freie Stunde benutzte er, um seine Ideen über Hörspiele und Theaterstücke zu verwirklichen, an seinen Büchern zu arbeiten, Gedichte zu schreiben oder zu lesen.

Als ein Beispiel, wie Sierig die Position der Mitte vertrat, steht sein Buch »Über den garstigen Graben. Der dritte Standpunkt im Grundriß« (1967). Mit dem »garstigen Graben«, der unüberspringbar ist, hat bekanntlich Gottfried Ephraim Lessing ein Kennzeichen unserer heutigen geistigen Situation vorweggenommen. Die Zäsur des »Grabens« wird von Sierig jedoch, auf

die Gegenwart übertragen, tiefer angesetzt und weiter gespannt: sie bezeichnet bei ihm nicht allein die Kluft zwischen Vernunft und Glaube, sondern zieht sich mitten durch das moderne theologische Denken: die Aussagen über Gott und Mensch, Geschichte und Existenz, Gotteswort und Menschenwort sind von ihr grundsätzlich mitbetroffen.

Lessing ist für die Theologiegeschichte interessant geworden durch den sogenannten »Fragmentenstreit« mit dem Hamburger Hauptpastor Johann Melchior Goeze (1717-1786), der neben dem Liederdichter Philipp Nicolai (1556-1608) der wohl berühmteste Amtsvorgänger Hartmut Sierigs gewesen ist. Dieser hat 1959 dem historischen Disput von 1777/78 in seinem Hörspiel »Der Ruf von St. Katharinen« Gestalt gegeben. In diesem Streit ging es um das Mündigwerden des Menschen mit Hilfe der Vernunft gegenüber orthodoxer Überlieferung; aus ihm erwuchs das Schauspiel »Nathan der Weise«, in dem Lessing seinen Gesprächspartner und Widersacher Goeze in der Figur des Patriarchen weniger historisch gezeichnet als phantasievoll verzeichnet hat.

Der »Fragmentenstreit«, von dem Sierigs Untersuchung ausgeht, ist eine typische Auseinandersetzung für die Aufklärung, für einen Rationalismus, der sich selbst als Exodus aus selbstverschuldeter Unmündigkeit verstand. Gleichwohl weist der Streit, wie Sierig meint, über das 18. Jahrhundert hinaus; die Probleme, welche die »Fragmente eines Ungenannten« - der Hamburger Orientalist Hermann Samuel Reimarus ist ihr Verfasser - aufwerfen, seien heute wieder aktuell. Die kritische Vernunft sei auch in unseren Tagen aufgerufen, den Beweis zu führen, daß, um mit Lessing zu reden, der Buchstabe nicht der Geist ist, daß es vielmehr auf die innere Wahrheit ankommt. So hebt Sierig immer wieder hervor, die heutige Generation sei in ihrem Glauben und Denken nicht durch die Reformation geprägt; die Quellen der gegenwärtigen Auseinandersetzung lägen vielmehr in der Aufklärung; schon damals habe man für eine freiere Einstellung zur menschlich-geschichtlichen Seite der Bibel gekämpft. Lessing habe die Aufgabe des Rationalismus gerade darin gesehen, das von der Reformation begonnene, jedoch nicht abgeschlossene geistige Befreiungswerk zu vollenden. Luther habe die Christenheit zwar vom Zwang kirchlicher Traditionen, jedoch nicht vom »Joch des Bibelbuchstabens« (Emanuel Hirsch) befreit. Vor diesem Hintergrund hätten dann orthodoxe Theologen wie Goeze eine neue Bevormundung und Gewissensknechtung aufgerichtet. Damit sei die freie, vernünftige Wahrheitserkenntnis in Frage gestellt. Lessing habe die Behauptung vom Besitz der fertigen Wahrheit bekämpft, die das freie Streben und ständige Ringen um Wahrheit verhindert. Damit habe er das Verhältnis von Religion und Geistesfreiheit neu bestimmt und sich gerade so als Anwalt Luthers und der Reformation verstanden. In diesem Verständnis sei die

positiv-geschichtliche Seite des Christentums zweifellos zu kurz gekommen gegenüber seinem Charakter als Vernunftreligion, so daß der Anspruch reformatorischer Legitimität fragwürdig erscheine. Sierig hält aber daran fest, Lessing habe es mit dem Christentum und der Reformation auf seine Weise gut gemeint, indem er ihnen die entscheidende Durchgangsstufe in der Erziehung der Menschheit zu vollkommener Freiheit und geläuterter Wahrheitserkenntnis beimaß.

Die »zufällige Geschichtswahrheit« der Offenbarung, so betont Sierig, habe Lessing daran gehindert, den Sprung über den Graben zu tun. In der »Erziehung des Menschengeschlechts« habe der Dichter seine religiöse Überzeugung dargelegt im Aufriß der drei Zeitalter der Weltgeschichte: dem Reich des Vaters (das Alte Testament), dem Reich des Sohnes (das Neue Testament), während an die Stelle des Reiches des Heiligen Geistes die »Offenbarung der Vernunft« tritt: hier sei die Aufklärung signalisiert, deren Erben wir heute sind. Zwei Symptome deuten darauf hin: die Vorherrschaft des Verstandes, der zur Ablösung von Gesetz und Glauben führt und zur Relativierung des Faktums der Offenbarung neigt, sowie der Gedanke einer progressiven Geschichte.

Hier zeichnet sich Sierigs »dritter Standpunkt« ab: weder Goeze rechtfertigend noch Lessing verteidigend, verwirft er die Alternative zwischen historischer und wörtlicher, zwischen kritischer und inspirierter Bibelauslegung, zwischen existentialer Interpretation im Sinne Rudolf Bultmanns und gläubiger Annahme der Gottesbotschaft im Sinne der Bekenntnisbewegung »Kein anderes Evangelium«. Die Überwindung solchen Denkens in Gegensätzen erreicht für Sierig eine Aktualisierung der reformatorischen Rechtfertigungslehre. Mit Blick auf Sartre und Camus urteilt er, die Gegenwart wäre verzeichnet, wollte man ihr »nur die Hybris und Superbia des natürlichen Menschen nachsagen«. Er plädiert für die Rechtfertigung des Gottlosen, nicht aber des Atheismus: »Die alte reformatorische Formel von der justificatio impii, die man im Deutschen als Rechtfertigung des Sünders wiedergegeben hat, lautet in der Sprache unserer Zeit: die Rückkehr des Gottlosen . . . Indem der Mensch Jesus die Hoffnung Gottes war, wird Gott in Jesus Christus die Hoffnung des Menschen. Das ist der Sprung über den garstigen Graben.«

Sierig hat häufig in der Synode seiner Landeskirche das Wort ergriffen. Er sprach nie zu Fragen des Verfahrens oder der Geschäftsordnung. Seine Beiträge waren prinzipiell theologischer Natur und immer von grundsätzlicher Bedeutung; dies erhob sie zum Gleichnis unserer Zeit. Bewegend war seine suggestive Ausstrahlungskraft, der sich niemand zu entziehen vermochte, eine Faszination, die immer von ihm ausging und die weder imitierbar noch rational erklärbar ist, mag man sie für ein Geschenk des Himmels,

mag man sie für gefährlich halten. Es gibt jedenfalls keine Gestalt in Hamburgs jüngerer Kirchengeschichte, die ihm darin gleicht.

Mit Hartmut Sierig ist auch ein profilierter Publizist dahingegangen. Er wird schon deshalb einen bedeutenden Rang unter seinesgleichen einnehmen, weil er ein sehr produktiver theologischer Schriftsteller war. Zwei größere Publikationen hat er hinterlassen, auf die hier gesondert eingegangen wird. Hinzukommen das 1952 entstandene Theaterstück »Der arme Heinrich« sowie die Hörspiele »Der Einsatz«, »Der König auf dem Bohnenberg« und »Das Kruzifix von Vainovo«. Sein Schauspiel »Don Quixote in Mexiko« wird sein Freund Friedrich Schütter 1971 als Jubiläumsaufführung zum zwanzigjährigen Bestehen des Hamburger Jungen Theaters zur Uraufführung bringen. Sierig hat oft gesagt: »Wenn ich tot bin, wird man etwas von mir spielen.« Wie sehr hätten seine Freunde es ihm zu Lebzeiten gewünscht.

Zu seinen zahlreichen Reportagen, Meditationen, Andachten, Buchrezensionen, Film- und Theaterkritiken treten systematische Untersuchungen zum modernen Schauspiel, zur Homiletik, zum Alten Testament in Verkündigung und Unterricht, in denen er mit profunder Sachkenntnis auch Randgebiete zu untersuchen und auf ihre aktuelle Bedeutung zu prüfen verstand. Überdies hat er in verschiedenen Artikeln zu kirchlichen und kulturellen Problemen Hamburgs Stellung genommen. Würde man alles zusammenzählen, was er hervorgebracht hat, so würde es für einen 43jährigen ein beachtliches Werk von einem nicht eben alltäglichen Höhengrad darstellen.

Das charakteristische Merkmal seiner Veröffentlichungen war die Verbindung von gedanklicher Genauigkeit mit durchsichtiger Klarheit des Stiles. Er war souverän in der Gedankenführung wie in der Darbietung. Daß in nicht wenigen Abhandlungen auch ein angriffsfreudiger Ton mitschwang, ist der Konsequenz seiner Darstellung nur zugute gekommen. Es gab wenige, die ihn darin erreichten. In alledem bewegte er sich im ständigen Gespräch mit seiner Zeit. Niemals ging er von einem statischen, konservierenden oder gar restaurativen Denken aus. Dennoch war er alles andere als Anhänger einer Aktualitätsmeinung. Gewiß hätte er das geistige Format und das wissenschaftliche Rüstzeug für eine Gelehrtenlaufbahn aufgebracht. Er blieb ein Theologe, der zuerst seiner Kirche gedient hat, der aber der Versuchung einer Trennung von wissenschaftlicher Theologie und Gottesdienst, Verkündigung und Lehre nicht verfallen ist.

Hartmut Sierig hat von der publizistischen Aufgabe der Kirche groß gedacht, und darin konnte ihn auch der Mißbrauch, der auf diesem Felde kirchlicher Verantwortung droht, nicht irremachen. Seine Frage lautete: was muß die Kirche des Wortes für die Verbreitung des Wortes mit ihren publizistischen Mitteln tun? Dieses Problem sah er auf einem weiten Horizont. Er

wollte der evangelischen Presse einen Zuschnitt verschaffen, daß sie eine Plattform darböte, auf der der Protestantismus seine Aussage zur Geltung bringen kann. Mangelnde Weitsicht, Verbandsegoismus, landeskirchlichen Provinzialismus und andere Imponderabilien, welche die kirchliche Publizistik so schwer öffentlichkeitswirksam werden lassen, wollte er nach Kräften aus dem Wege räumen. Er wußte dabei, daß eine durchschlagende Öffentlichkeitswirkung nur bei Einsatz der notwendigen Mittel erreicht werden kann. Davon reden, hieß bei der Finanzsituation der Kirche schon immer ein heißes Eisen anfassen. Daß kirchliche Publizistik so notwendig ist wie Kirchenbau - diese Gleichung traute Sierig sich zu ziehen. Sie findet indes in den Haushaltsplänen der Landeskirchen bis heute nur einen mangelhaften Ausdruck. Sierig sah diese Lücke und trachtete sie auszufüllen.

Das Kollegium der Hauptpastoren ist verfassungsmäßig die Lehrinstanz der Hamburgischen Landeskirche. Daher obliegt ihm die Ausbildung der zukünftigen und die Weiterbildung der im Amt befindlichen Pastoren. So war mit der Berufung Sierigs auch hier eine Betätigung auf dem Boden der theologischen Wissenschaft verbunden. Zur Erfüllung dieser Aufgabe brachte er seine Vertrautheit mit dem Alten Testament mit, in das er sich zuvor gewissenhaft eingearbeitet hatte. Bis dahin galt sein besonderes Interesse der Ethik und der Systematik. Intensiv bereitete er sich auf die Vorlesungen vor. Mit den Kandidaten pflegte er engen Kontakt.

Im Mai 1960 wurde ich Hartmut Sierigs Vikar und absolvierte unter seiner Leitung ein Pressevolontariat bei der »Kirche in Hamburg«. In den folgenden Monaten bin ich ihm fast täglich begegnet. Er war dabei von einer gewinnenden Menschlichkeit. Er war es, der mit jedem Anspruch, der sich aus seiner übergeordneten Stellung hätte ergeben können, brach und auch dem Vikar gegenüber davon ausging, daß er mit ihm durch das gleiche Studium verbunden war. Alles, was in der Pressearbeit vorkam, wurde durchgesprochen, aber nicht so, daß der Schüler sich als solcher fühlte; Sierig blieb stets Amtsbruder. Gespräche mit dem vielseitigen und gewandten Diskutierer brachten immer Gewinn, auch wenn seine Auffassung der eigenen Meinung widersprach und man dabei gezwungen wurde, alte und liebgewordene Denkgewohnheiten zu überprüfen. Ich bin keinem begegnet, der so schlagfertig argumentieren und so geistvoll debattieren konnte.

Ein Beispiel möge das verdeutlichen. Manfred Mezger, der Praktische Theologe in Mainz, hat den eschatologischen »Ausverkauf« der heutigen Theologie mit folgendem Bild demonstriert: »Dem Krüppel hilft es keinen Deut, wenn wir ihm im Himmel einen schönen Leib versprechen. Ihm hilft nur Beistand und Linderung, Nähe des Wortes, Geschenk der Liebe, damit er seinen schweren Weg ohne Bitterkeit übernehmen kann.« Man kann das gewiß nicht ohne menschliche Anteilnahme lesen. Man wird aber hinzu-

fügen müssen: dies ist nur die halbe christliche Wahrheit. Sierig bemerkt dazu: »Woher weiß der Praktische Theologe, daß dem Krüppel die Verheißung eines schönen Leibes nichts sagen kann? Wie kann er behaupten, daß dem Menschen nichts an der Frage nach dem Tode und seiner Überwindung gelegen sei? Es war noch niemals gut, wenn sich die Theologie von der Angst bestimmen ließ. Und es ist in der Tat nichts als die nackte Angst, so zu reden, die Angst, man könnte dem Vorwurf begegnen, dem Narkotikum, dem Opiat oder Stimulans jenseitiger Hoffnungen verfallen zu sein. Seit wann ist eine außer- oder gar gegenchristliche Philosophie Maßstab für das Nachdenken des Glaubens? Die Herausforderung kann nicht dazu führen, daß man nachgibt, sondern nur dazu, genauer zu sagen, was man wirklich meint. Meint man aber dies, daß die Wiederkunft in jedermanns Belieben gestellt sei, so hat man zumindest einen wesentlichen Teil des christlichen Glaubens bewußt ausgeklammert.«

Aber es gab auch Situationen, in denen Sierig schwieg, obschon ihm das Wort so leicht zur Verfügung stand. Ich erinnere mich einer Szene, die sich während meines Vikariats zutrug. Der Hauptpastor war in der Redaktion seiner »Kirche in Hamburg« tätig gewesen und mußte mittags auf den Friedhof, um einen jungen Schauspieler zu beerdigen, der sich das Leben genommen hatte. Zu solchen Diensten zog man ihn als einen Mann vom Fach gern heran; auch Willy Maertens, Hanns Lothar und Jürgen Fehling hat Sierig die Grabrede gehalten. Als mein Ausbildungsleiter konnte er meine Begleitung erwarten; wir nahmen ein Taxi, um nach Ohlsdorf zu gelangen. Kaum hatten wir es bestiegen, da dachten wir: es gibt Menschen, die es nicht geben darf. Aus irgendeinem Grunde mußte unser Chauffeur es für angezeigt gehalten haben, kräftig gegen die Juden zu schimpfen. Alles war wieder da: emotionaler Rassenhaß, Forderung nach Konzentrationslagern und einer rigorosen »Endlösung« - die ganze ehemalige Hetzarbeit des Nationalsozialismus sprach aus diesem einfältigen Mann. Solches unverantwortliche Reden war Sierig im Innersten zuwider. Man merkte es ihm geradezu physisch an, wie ihm die Atmosphäre unerträglich war. Instinktiv aber und mit Recht empfand er: Widerspruch hätte die Erregung unseres Fahrers gesteigert, mit der Erkenntnis, daß seine Versuche, unseren Beifall zu finden, fehlschlügen. Am Ziel fragte Sierig mich, ob meinem Vater einmal eine vergleichbare Situation begegnet sein möge. Es war eine Anspielung darauf, daß dieser als Dozent für Altes Testament und als überzeugter Philosemit während des Dritten Reiches verschiedene Konflikte mit der Gestapo zu bestehen hatte.

Ich will die Begebenheit nicht strapazieren. Vielleicht hätte Sierig dem Taxifahrer Widerpart geboten, wenn er nicht unter der Situation des tragischen Todes des Schauspielers gestanden und ihn die Konzentration auf

die Predigt nicht beansprucht hätte. Diese Sache war ihm im Augenblick gewiß auch wichtiger, als sich mit einem Fanatiker auseinanderzusetzen.

Ohne daß der Verfasser sein Werk noch zu Gesicht bekam, erschien in den Tagen seines Sterbens im November 1968 Hartmut Sierigs letztes Buch »Narren und Totentänzer. Eine theologische Interpretation moderner Dramatik«. Es war die Verwirklichung seines methodisch wiederum an Gott-hold Ephraim Lessing orientierten Vorhabens einer »Neuen Hamburgischen Dramaturgie«. Sie beginnt mit einer Huldigung an den Mann, der den stärksten und nachhaltigsten Eindruck auf Sierig in seinem Leben gemacht hat, den 1968 verstorbenen Lübecker Pastorensohn Jürgen Fehling, »den letzten großen Theologen deutschen Theaters«. Worin bestand seine theologische Interpretation? Fehling hat gesagt: Drei Themen bestimmen die Bühne: der Tod, Adam und Eva und die Schlange. Alles Theater ist Totentanz, Darstellung der todverfallenen Existenz, Selbstverwirklichung des Menschen, der, jenseits von Eden, unter der Abwesenheit Gottes leidet. Solange Menschen leben, fürchten sie den Tod, und solange sie den Tod fürchten, gibt es Theater. Fehling hatte, so sagte Sierig, die Vision von der »Idealität des Daseins«, das sich für ihn in der Liebe, in der Begegnung des Paares verkörperte, weil er vom Urbild des Menschen ausging, der nach Gottes Bild geschaffen und darum trotz aller Schuld und Leiden zur Vollendung bestimmt sei. Dieser Aspekt beherrschte sein Wirken und prägte seine Regieleistung. Sodann war Fehling nach Sierig darin theologischer Interpret, daß er die biblische Gegenüberstellung von Macht und Gnade zum Leitmotiv seiner Inszenierungen erhob. Das zeigt sein Beitrag zum Widerstand gegen das Dritte Reich: »Richard III.«, wo nach der Vernichtung des Tyrannen abweichend von Shakespeare das Tedeum laudamus erklang. Theologische Interpretation bedeutet hier, daß die Bühne als Schauplatz einer Vorwegnahme der Vollendung erscheint. Dabei verkörpert der Narr, der noch mit dem Gott übereinstimmt, der ihn schuf, am reinsten das Urbild des Menschen. Die Liebe als die »Schönheit des Vollkommenen« und der Tod als die »Jämmerlichkeit des Häßlichen« ringen miteinander. Ihnen entspricht ein Dasein zwischen gottloser Realität und gottverbundener Idealität. Theater als Abbild des Lebens, als Vorspiel seiner Vernichtung und Erlösung sehen, heißt: die Komödie und das Drama theologisch interpretieren. So leistet es einen unmittelbaren Beitrag für die Theologie. Diesen Gedanken beschränkt Sierig keineswegs auf das christliche Theater. Die Christlichkeit des Autors und des Schauspiels ist für ihn kein Kriterium von theologischer Relevanz: »Theologische Interpretation ist weit entfernt davon, eine Abwertung nicht-religiösen Theaters vorzunehmen.«

Hat im ersten Nachkriegsjahrzehnt die religiöse Fragestellung im Theater noch eine Rolle gespielt, so hat die Bühne seit Mitte der fünfziger Jahre auf

die Erörterung religiöser Probleme weitgehend verzichtet zugunsten eines politischen Engagements. Diese Entwicklung hat ihre Vorgeschichte einerseits in Karl Barths Widerspruch gegen den Kulturoptimismus des 19. Jahrhunderts, gegen die unzulässige Vermischung von Christentum und Geisteswissenschaft, andererseits in Kierkegaards »Entweder-Oder«, der Alternative von ästhetischer und glaubender Existenz. Von solchen Stimmen beeinflusst, duldeten orthodoxe Kreise das Theater in der Kirche ausschließlich unter dem Gesichtspunkt des Verkündigungsspiels im Sinne des mittelalterlichen Mysterienspiels, das in den zwanziger Jahren, von der Jugendbewegung inspiriert, eine kurzlebige Auferstehung feierte. Das heißt: Das Theater behielt nur dann in der Kirche Raum, wenn es, wie Sierig hervorhebt, »übersetzte Predigt« war, wenn es das Wirken Gottes unmittelbar zum Gegenstand hatte. Solches Theater bietet sich zu den Festen im Kirchenjahr an, zu Weihnachten, Karfreitag, Ostern. Aber zu diesem Vorhaben trat schon die Theologie Bultmanns mit ihrer Ablehnung des Wunderglaubens in Gegensatz. In der Tat: vom Entmythologisierungsprogramm aus gibt es keinen anschaulichen Zugang zum Wunder der Weihnacht, keine gegenständliche Betrachtung des Osterereignisses. Beinahe resigniert stellt Sierig fest: »Die Entmythologisierung brachte das Ende des herkömmlichen Verkündigungsspiels, weil man nicht im Spiel unreflektiert den Menschen sagen wollte, was man zuvor in der Predigt bereits gedeutet hatte.« Außerdem ist die Ablösung dadurch gekennzeichnet, daß sowohl die Dialektische Theologie als auch die Existentialinterpretation heute durch marxistisch verbrämte, ideologische Kategorien im theologischen Raum ersetzt sind und in eben dem Maße nur noch politisches Theater gefragt ist. Politisches Theater aber heißt revolutionäres Theater, und revolutionäres Theater erweist sich für Hartmut Sierig als ideologisch befangen. Dies hängt mit der Ausbreitung marxistischer Gedanken in der westlichen Welt zusammen, mit der die Abwendung von der Religion, die Kritik an der Kirche und der Prozeß der Säkularisierung Hand in Hand gehen. Beispiele sind Dürrenmatts »Physiker«, Peter Weiss' Auschwitz-Stück »Die Ermittlung« sowie Kipphardts »In Sachen Oppenheimer«.

Die Entwicklung vom religiösen Theater zur säkularen Fragestellung kennzeichnen nach Sierig zwei Autoren: der Franzose Claudel, der im 1944 uraufgeführten »Seidenen Schuh«, von der Vision der Einheit von Himmel und Erde ausgehend, noch einen weltumgreifenden Katholizismus verkündigt, die Infragestellung des Menschen durch Gott. Ihm gegenüber steht Bert Brecht, der in der schon 1929 entstandenen, in Deutschland aber erst in den fünfziger Jahren bekanntgewordenen »Heiligen Johanna der Schlachthöfe« die These Claudels umkehrt, von der Infragestellung des Menschen durch Gott zur Infragestellung Gottes durch den Menschen vorstößt und der Ver-

absolutierung ethischer Normen verfällt. Mit Recht stellt Sierig fest, daß es in diesem Atheismus nicht an christlichen Elementen fehlt, zumal Brecht sich bewußt christlicher Motive bedient. Nur wird in der Position der radikalen Ethisierung des Lebens - die in manchen Gruppen heutiger Theologie nachgeahmt wird - eben sichtbar, daß der Kommunismus die genialste Karikatur des Christentums darstellt und Marx vielleicht der größte »verlorene Sohn« der Kirche ist. Brechts simple Identifikation, wonach arm = gut und reich = böse ist, knüpft zwar an Einzelaussagen des Lukasevangeliums an, aber daraus läßt sich kein allgemeingültiges Lebensgesetz ableiten. Darum hat Hartmut Sierig die Forderung, Theater habe grundsätzlich politisch-revolutionär zu sein, abgelehnt. Theater, so setzt er dem entgegen, ist stets darin politisch, daß es Lebensausdruck des Menschen als eines Gesellschaftswesens ist. Aber Theater prinzipiell zu politisieren, heißt, es einer bestimmten Politik und Ideologie zu unterwerfen.

In diesem Zusammenhang spricht Sierig von der Wiederkehr des Teufels. Der Teufel ist, was er auch in der Bibel ist: der Versucher, der den Menschen revoltieren läßt, der ihm Allwissenheit suggeriert und ihn in die Selbsterlösung treibt. Das bedeutet, daß der Mensch selbst zum Rebellen, zum Neinsager, zum Satan wird. Dabei kann der Teufel menschliche Züge tragen wie in Strawinskys »Geschichte vom Soldaten« oder Barlachs »Graf von Ratzeburg«; gleichgesetzt mit Kollektivwahn und Massenhysterie taucht er in Arthur Millers »Hexenjagd« auf; in Hochhuths »Stellvertreter« wird der Arzt von Auschwitz ein »schöner Teufel« genannt.

Ebenso ist in den Nachkriegsjahren die Wiederkehr Gottes auf der Bühne unverkennbar. Aber was ist das für ein Gott? Der »weinerliche alte Mann«, der »jämmerlich klagende Gott« in Borcherts »Draußen vor der Tür«, dem es leid tut, die Menschen geschaffen zu haben, der ohnmächtig das Grauen duldet? In der Tat, Unteroffizier Beckmann begreift nicht, wie man diesen Gott »lieb« nennen konnte: »Warst du lieb, als du meinen kleinen Jungen von einer brüllenden Bombe zerreißen liebst?« Und als Gott antwortet, er habe ihn nicht getötet, erwidert Beckmann: »Richtig. Du hast es nur zugelassen.« Dies ist freilich, wie Sierig betont, kein absoluter Protest oder gar Atheismus. Vielmehr wird gerade das Klischee Gottes, der weinerliche alte Mann zum Anlaß, nach einem anderen Gott zu rufen, der den Erschütterungen standhält. Bei Sartre, so fährt Sierig fort, findet sich in den »Fliegen« die Gleichsetzung von Gott und Teufel. Sartre sagt: der christliche Gott ist der Gott der Fliegen, der Katastrophen. Dieses Bild hat einen biblischen Hintergrund. Im Alten Testament ist der Gott der Fliegen der kanaänäische Kultgott Baal-Sebub, der Naturkatastrophen auslöst, indem er im Sommer die Fliegenplage verursacht. Gott ist der Satan des Menschen. Gesteigert wird diese Aussage in »Der Teufel und der liebe Gott«, wo

Gott und Teufel wechselseitig das Wesen des Menschen bestimmen und Sartre den Beweis des »leeren Himmels« antritt.

Es bleibt als Thematik des zeitgenössischen Theaters der Tod. Sierig nimmt es nicht für selbstverständlich, daß ihm noch immer eine beherrschende Rolle auf der Bühne zugemessen wird - in einer Generation, welche den Tod in zwei Weltkriegen als kollektives Erlebnis erfuhr und ihm zunehmend gleichgültig gegenübertritt, ja ihn zu verdrängen sucht. Aber die Dichter wurden stets vom Tod inspiriert, Dostojewski hat den Augenblick ergreifend geschildert, da er ihm unerwartet entrann; ihr Werk suchte den Tod zu verklären, um ihn zu besiegen. In »Unsere kleine Stadt« von Thornton Wilder »warnen die Toten davor, der Sehnsucht nach dem Leben zu verfallen«; in Max Frischs »Nun singen sie wieder« dient der Tod, das Leben in dieser Welt als Summe von Fehlern und Mißerfolgen zu erklären; bei Anouilh schließlich tritt er als »Freund Hein« auf: der Freund, der den Menschen erlöst.

Freilich gibt es auch eine Verharmlosung des Todes, und sie erscheint Sierig als die gefährlichste Karikatur, als Ergebnis der totalen Säkularisation. Er erläutert diese Perhorreszenz an dem Stück der »moralisch irritierten jungen Generation«, an Edward Bonds »Gerettet«. Ausgangspunkt für Bond ist die Erfahrung, daß die meisten Menschen zwar nicht betont die Wirklichkeit Gottes bestreiten, aber nur wenige an seine Wirklichkeit tatsächlich glauben. Die Religion, so will Bond zeigen, hat weder mit dem Leben des Einzelnen noch mit den Problemen seiner Umwelt, mit Wirtschaft, Politik und Industrie etwas zu tun. Indem aber die Moral fast immer auf Religion basiert, macht Religion die Moral verächtlich und trägt zur Verwirrung und Verhaltensunsicherheit der Jugend bei.

Kein Theologe unserer Tage dürfte, über alle idealismusfeindlichen Resentiments der Barth-Schule sich bewußt hinwegsetzend, mit solcher Hochachtung von Friedrich Schiller geredet haben wie Hartmut Sierig; so, wenn er über die Gründgens-Inszenierung des »Don Carlos« schreibt: »Schiller hatte in dieser Darbietung nicht nur über die ganze Moderne gesiegt, sondern man kam nicht von dem Gedanken los, daß er sie schon vorweggenommen hatte - einschließlich der Psychoanalyse!« Über die »Maria Stuart« heißt es: »Gerade in diesem Werk wird die Frage nach Schuld, Sühne und Vergebung in so ausgesprochen christlichem Sinn gestellt und direkt beantwortet, wie es moderne christliche Dichter kaum auf der Bühne wagen würden.«

Die bekannte Schillersche Vorstellung vom Theater als »moralischer Anstalt« hielt Sierig allerdings nicht für die Gegenwart zutreffend. Darin unterschied er sich etwa von seinem Kollegen Waldemar Wilken, der 1967 in einem vielbeachteten öffentlichen Protest die »Diktatur der Unanständig-

keit« in Harold Pinters »Heimkehr« kritisierte und vom Intendanten des Hamburger Schauspielhauses die Absetzung des Stückes forderte. Damals gab es ein lebhaftes Rauschen im Blätterwald, zumal sich auch der Schriftstellerverband in das Für und Wider einschaltete, der Wilken unter Berufung auf das Grundgesetz vorwarf, er besneide die Freiheit der Künste. Lag dies bestimmt nicht in Wilkens Absicht, und gesteht Sierig ihm Recht und Pflicht öffentlicher Meinungsäußerung ausdrücklich zu, so ist der Hauptpastor doch der Ansicht, daß das Problem auf einer anderen Ebene liegt. Die Perversion der Männerwelt in Pinters »Heimkehr« ist für ihn eine folgerichtige Konsequenz der totalen Säkularisierung. Ihr entspricht ein Theater, das mit der Welt identisch ist, in der wir leben, einer Welt, die sich durch ethische Parolen allein nicht wandelt.

Im September 1968 erbat sich Sierig von mir das Gedenkbuch meines Vaters: »Volkmar Hertrich. Ein diakonischer Bischof«, das soeben erschienen war und seine Vorträge, Predigten und Aufsätze zur Diakonie und Inneren Mission vereinigt. Am Tage darauf, es war der zehnte Todestag Hertrichs, hielt er seinem Lehrer und Amtsvorgänger in St. Katharinen die Gedenkrede über den 39. Psalm: »Denn ich bin dein Pilgrim und dein Bürger wie alle meine Väter.« Es sollte seine letzte Predigt werden, und wir ahnten nicht, daß er mit diesen Worten auch die kurze Frist des ihm verbleibenden Weges darstellte: »Meine Brüder und Schwestern, es gibt in dieser Welt die Aufbrüche, die schließlich zum Grabe führen. Und zwischen diesem Aufbruch und dem Grabe liegt der Weg ohne Maß, der Weg über das Maß hinaus, der Weg Jesu, der Weg der Liebe Gottes zu den Menschen. Alle Aufbrüche stehen unter dem Zeichen der Auferstehung, alle Aufbrüche meinen ein Land, in dem die Auferstehung das Zeichen ist. Nichts beschrieb mein Leben besser als eben dieses, und ich glaube, daß ich darin Volkmar Hertrich verstanden habe: wir brechen auf als die Pilger Gottes und harren auf die Herrlichkeit, die an uns soll offenbart werden.«

In den letzten fünf Jahren quälte ihn ein schweres Nierenleiden. Schon zuvor hatten die Kriegsverwundungen und eine Tuberkulose am Ende seines Studiums seine Gesundheit erheblich beeinträchtigt. Seine Vitalität richtete ihn immer wieder auf. An seinem Sarge sagte Wolfgang Prehn, Vorsteher des Rauhen Hauses, der ihm besonders nahestand: »Ein unerhört gespanntes und erfülltes Leben ist frühzeitig zur Neige gegangen. Er war wie ein Licht, das an beiden Seiten angezündet war. Darum war er vor der Zeit verbrannt.«

Ich schließe den Kreis der Untersuchung und kehre zum Ausgangspunkt zurück. Festzuhalten ist, daß die seit Sierigs Tod fortgeschrittene Relativierung und Abwertung des Christentums den Visionen dieses Predigers kaum dienlich gewesen wäre. Die Kluft zwischen dem Propheten und dem Reali-

sten hätte sich verbreitert und mit ihr die Spannung, in die seine Person gestellt war.

So bleibt die Erinnerung an ein jugendliches Gesicht zurück, das gewinnend lachen konnte, aber in der letzten Zeit ernster und besorgter aussah, an einen Meteor, der strahlend über dem Firmament der Kirche aufging, seine steile Bahn zog und plötzlich erlosch. Hartmut Sierig gehört zu den Menschen, die kennengelernt zu haben mir wertvollster Inhalt meines Lebens ist. In meinem Gedächtnis wird sein Bild gegenwärtig bleiben.

*»Eines Morgens erwachte ich, und ich hatte seine Herrlichkeit gesehen. Eines Morgens erwachte ich, ich hatte nicht geträumt, und wenn ich geträumt hätte, dann wäre dieser Traum wahrer als irgendein anderer Traum, wahrer sogar als das, was handgreiflich geschieht. Eines Morgens bin ich erwacht, und Er war der Herr meines Lebens. Eines Morgens bin ich erwacht, und ich konnte ja sagen, ja sagen zu dem Menschen, der sich noch einmal uns zeigte als der Mensch, so, wie Gott ihn wollte. Und nein sagen konnte ich auch, nein zu dem, was diesen Menschen verrät und ihm widerspricht. Ich konnte ja sagen und nein sagen im Namen Jesu Christi.« (Aus einer Predigt Hartmut Sierigs über 2. Petrus 1)*

## SOLI DEO GLORIA

Wer diese uns allen vertraute und ge-läufige Formulierung geprägt hat, scheint weithin unbekannt zu sein. Jedenfalls hat weder eine vor Jahren im »Deutschen Pfarrerblatt« abgedruckte Bitte noch ein ausgedehnter Briefwechsel mit einer Reihe von Theologieprofessoren und anderen Theologen dem Verfasser dieser Zeilen zu einer Antwort auf diese Frage verholfen. Nur die Mitteilung, daß das SOLI DEO GLORIA in der abendländischen Liturgiesprache nirgends nachweisbar ist, während der neutestamentliche Hymnus 1. Timotheus 1,17 allerdings als Capitulum der Prim sowohl im römischen als auch in dem monastischen Brevier steht, konnte mir Pfarrer Fried-

rich Wiechert (Frankfurt/Main) machen, wofür ihm auch an dieser Stelle vielmals gedankt sei. Dieser Hymnus schließt in der Übersetzung der Vulgata mit den Worten: soli Deo honor et gloria in saecula saeculorum. Amen. Martin Luther hat an den Schluß der 1. Ausgabe seiner Schrift »Auslegung deutsch des Vaterunsers für die einfältigen Laien«, die (nach WA 2, 74 f) am 5. April 1519 gedruckt vorlag, die lateinischen Worte aus diesem Hymnus gesetzt: soli Deo honor et gloria (WA 2, 130).

Als mir durch den freundlichen Hinweis von Prof. Dr. A. Szekeres (Brüssel) diese Tatsache bekannt geworden war, habe ich den zweiten Band der »Weimarer Ausgabe« (ed. Pfarrer Dr. J. K. F. Knaake. Weimar 1884) genau durchgesehen und dabei folgende »Entdeckung« gemacht: wenige Monate nach-